Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte

Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden

Band: 33 (2016)

Artikel: "Niemandskinder" : Erziehung in den Heimen der Stiftung Gott hilft, 1916-2016

Autor: Luchsinger, Christine

Kapitel: 3: Von Dienenden zu Mitarbeitenden

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-939159

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

3 Von Dienenden zu Mitarbeitenden

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bilden neben den Kindern die Hauptpersonen in der Geschichte der Heimerziehung. Im Falle der Stiftung *Gott hilft* lebten sie als sogenannt Dienende bis 2003 in einer diakonischen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft (vgl. Box: Die diakonische Lebensgemeinschaft). Was waren es für Menschen, die sich für eine fast endlose Arbeit ohne Lohn meldeten? Wie sah das Zusammenleben auf dem Heimareal aus? Veränderte es sich im Lauf seines Bestehens? Diesen Fragen geht das folgende Kapitel nach. Es wird ergänzt durch kurze Porträts einiger Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus der Zeit zwischen 1920 und 1980.

3.1 Der Mangel an Mitarbeitenden

Die Geschichte der Mitarbeit in den *Gott hilft*-Heimen war praktisch über den gesamten Zeitraum von hundert Jahren von einem Personalmangel begleitet. Schon kurz nach der Gründung des ersten Heims dominierten die Sorgen um fehlende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Später gab es immer wieder prekäre Phasen, in denen bis zu 10% des Personals fehlten.[1] Erst seit 2003 ist die Situation entspannter, abgesehen von Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von heilpädagogisch ausgebildetem Personal.[2]

Zwar litten viele Schweizer Kinderheime unter den Schwierigkeiten, Personal zu rekrutieren, aber der diakonische Anspruch bedeutete eine zusätzliche Hürde.[3] Zahllos sind die Listen mit fehlendem Personal, wie diejenige vom Januar 1974, als folgende Stellen ausgeschrieben waren:

> «Heimerzieherschule, Igis: 1 Mitarbeiterin in Küche und Haus
> Kinderheim, Zizers: 1 Lehrer(in) für die Oberstufe (ab 5. Klasse), 1–2 Hilfen für Haushalt und Kindergruppen
> Landwirtschaftlicher Betrieb, Zizers: 1 Mitarbeiter für die Landwirtschaft
> Kinderheim, Scharans: 1 Hilfsschullehrer(in) für die Oberstufe, 1 Gruppenleiterin für die Mädchengruppe, 1 Gruppenleiter(in) für die Knabengruppe, 1–2 Hilfen für den Haushalt
> Kinderheim Wiesen, Herisau: 1 Lehrer(in) für die Unterstufe
> Kinderheim, Dicken: 1 qualifizierte Erzieherin, welche die Hauseltern vertreten könnte.»[4]

Es war nicht einfach, Menschen zu finden, die schwierige Kinder ohne Lohn betreuen wollten und konnten und daneben – bis in die Nachkriegszeit – eine

Die diakonische Lebensgemeinschaft

«In der Stiftung *Gott hilft* haben Männer und Frauen Gelegenheit, mit ihren Gaben und Fähigkeiten Gott zu dienen; sie sind nicht Angestellte. Sie arbeiten ohne Gehalt, *freiwillig*.»[5] Menschen, die zu *Gott hilft* kamen, waren «Berufene». Sie ‹dienten Gott› und verzichteten dabei auf einen Lohn und auf viele persönliche Freiheiten. Die «Dienenden», wie Emil Rupflin sich und die Mitarbeitenden nannte, hatten bereit zu sein, sich an jeden Platz im Werk stellen zu lassen, egal ob es der Küchendienst, die Kinderbetreuung oder die Landwirtschaft war. Es galt der Glaube, dass Gott für ausreichende Kräfte sorgte, wo immer man arbeitete.

Die diakonische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der Stiftung *Gott hilft* bestand 86 Jahre lang (1916–2003). Der diakonische Einsatz prägte die Stiftung so bis ins 21. Jahrhundert und unterschied sie je länger desto mehr von anderen Heimen. Mitarbeitende erhielten Kost, Logis und ein Taschengeld; ab dem zweiten Dienstjahr hatten sie Anspruch auf zwei Wochen Ferien. Ferien und Taschengeld nahmen im Laufe der Jahrzehnte zu. In den letzten Jahren unter dem diakonischen Prinzip erachteten Mitarbeitende das mittlerweile stark angestiegene Entgelt als grosszügig.[6] Im Gegenzug sorgte die Stiftung nicht nur für die täglichen Bedürfnisse ihrer Mitarbeitenden, sondern auch für deren Kinder bis zum Abschluss einer Ausbildung. Später errichtete die Stiftung ein Altersheim und Alterswohnungen für ihre Mitarbeitenden.

Als besonders anspruchsvoll und für viele Mitarbeitende schmerzhaft galt die Regel der Gründerzeit, wonach die ‹Dienenden› ihre eigenen Kinder nicht bevorzugen durften. Später wurde ein privates Familienleben zugestanden. Auch die Regeln des Zusammenlebens lockerten sich und den Mitarbeitenden wurde sukzessive mehr Privatsphäre eingeräumt.

Die Lebensgemeinschaft der «Brüder und Schwestern» bildete gleichwohl das Rückgrat der Stiftung. Sie schuf einen weit überdurchschnittlichen Zusammenhalt unter den Mitarbeitenden. Sie wurde zudem eng mit dem pädagogischen Grundprinzip der Stiftung, der «ganzheitlichen Erziehung», verbunden: Ohne die Gemeinschaft, das hiess ohne eine örtliche Nähe und eine hohe zeitliche Präsenz der Erziehenden bei den Kindern, befürchtete die Stiftung ihren Charakter zu verlieren.

Das Zusammenleben war anspruchsvoll. Für ‹Berufene› galt, dass sie ihren Mitmenschen vergeben hatten. Erst dies befähigte sie – so die Überzeugung – zum Leben in der Gemeinschaft. Trotz allem guten Willen kam es aber immer wieder zu Konflikten. Die Abkehr vom diakonischen Prinzip geschah 2003 hauptsächlich aus äusseren Sachzwängen; die Lebensgemeinschaft war schlicht nicht mit den Ansprüchen an Teilzeitarbeit oder mit den Regulierungen der Altersvorsorge vereinbar. Eine überdurchschnittlich lange Betriebszugehörigkeit und einen inneren Zusammenhalt konnte sich die Stiftung jedoch auch nach der Einführung eines Lohnsystems erhalten.

Selbstversorgung aufrechterhalten mussten. Ohne einen Kern treuer Mitarbeitender, die oft ihr ganzes Erwachsenenleben in der Stiftung verbrachten, hätte diese nicht überlebt. Noch schwieriger war es, Landwirte oder Köchinnen zu finden, die bereit waren, ihre Arbeit zusammen mit teilweise unwilligen Kindern zu verrichten. Oft waren die Erwachsenen den Kindern nicht gewachsen. Es meldeten sich auch immer wieder gläubige Menschen mit gutem Willen, aber keiner Eignung für diese Art von Arbeit.

Am drückendsten war über Jahrzehnte der Mangel bei den Lehrkräften. Immer wieder mussten interne Schulen zusammengelegt, vorübergehend geschlossen oder von Mitarbeitenden ohne Lehrerausbildung betrieben werden. Der Lehrkräftemangel war nicht nur bei *Gott hilft* ein Thema, sondern betraf fast alle Kinderheime. Selbst in Zeiten ohne generellen Lehrermangel fanden offenbar wenige Lehrpersonen den Unterricht im Heim attraktiv.

So lastete oft mehr als ein ‹Job› auf denjenigen, deren Glaube an die Sache am höchsten war: Hausväter molken vor Tagesbeginn die Kühe selber, Hausmütter kochten, ‹Tanten› oder ‹Onkel› unterrichteten. Erschreckend hoch liest sich bis in die 1970er-Jahre die Zahl der oft monatelangen Ausfälle wegen Krankheit oder Erschöpfung bei den Mitarbeitenden. Dass die langen Ausfälle mit der Überlastung zusammenhingen, zeigte ein Tagebucheintrag von 1923: «Tante Milly im Elim ist tief im Bett aus ‹nervöser Natur›, weil sie so schwere Zeiten hinter sich hatte.»[7] Leider ist bis heute kein Vergleich mit anderen Institutionen möglich, da dieser Aspekt noch kaum untersucht wurde. Die Aussage bleibt deshalb (noch) subjektiv.

3.2 Die Lebensgemeinschaft unter dem Ehepaar Rupflin (1916–1966)

Einen in vielerlei Hinsicht typischen Lebenslauf für eine *Gott hilft*-Mitarbeitende der Pionierzeit hatte die ‹Familienmutter› Alice Zimmermann (1905–1992):

> «[Sie] wurde am 4. November 1905 als zweites Kind ihrer Familie in Heiden geboren. Nach erfüllter Schulpflicht machte sie eine Lehre als Hand-Nachstickerin und arbeitete drei Jahre weiter auf diesem Beruf. Dann ging ihr Wunsch in Erfüllung: Sie durfte ihr Bündel schnüren und Stellen im Haushaltbereich in Riehen und Aarau antreten. Zwischendurch wurde sie zur Pflege ihrer sterbenden Mutter und zur Besorgung des elterlichen Haushalts nach Hause gerufen. In Riehen erreichte sie anlässlich eines Vortrags von Vater Rupflin Gottes Ruf zur Mitarbeit in der Stiftung *Gott hilft*. So trat sie denn 1937 ins Kin-

derheim in Tamins ein, wechselte aber schon zwei Jahre später nach Wiesen-Herisau. Nach zwei Jahren Tätigkeit im Haushalt übernahm sie die Waldvögel-Gruppe im Weidhüsli und war dort vielen Kindern eine herzliche Mutter. Infolge Krankheit zog sie dann 1968 ins alte, 1975 ins neue Altersheim in Zizers, wo sie eine wohltuend fröhliche Mitbewohnerin war.»[8]

Alice Zimmermann gehörte zum Stamm treuer Mitarbeitender, die die Geschicke der Stiftung über Jahrzehnte engagiert mittrugen und -prägten, teilweise noch aus dem Altersheim heraus. Andere brachen ihren Einsatz nach kurzer Zeit wieder ab, da sie dem Arbeitsdruck nicht standhielten oder ihnen die Lebensgemeinschaft zu viel abverlangte.

Frauen, die sich für einen Dienst bei *Gott hilft* meldeten, hatten vorher als Dienstmädchen, Köchinnen, Sekretärinnen, Damenschneiderinnen, Hausfrauen oder eben Nachstickerinnen gearbeitet, einzelne waren Lehrerinnen oder Sozialarbeiterinnen gewesen. Auch bei den Männern gab es Lehrer, viele waren aber Landwirte, Schreiner oder Bäcker, mehrere hatten ihre Ausbildungen abgebrochen.

Die Palette der Persönlichkeiten in der Stiftung war in ihrer Unterschiedlichkeit eindrücklich. Das Einende bildete der Glaube, nicht die Ausbildung, der Beruf, das Alter oder das Geschlecht. Von Anfang an legte das Ehepaar Rupflin Wert darauf, die Gemeinschaft im gemütlichen Beisammensein und gemeinsamen Feiern zu festigen. So wird in Tagebüchern von Nachmittagen mit Kolleginnen berichtet, an denen ausgiebig gelacht wurde.[9] Und Feste, geistliche und weltliche, mit verschiedensten Darbietungen wurden häufig gefeiert – nur Tanz und Alkohol waren tabu.

Es entstanden lebenslange Freundschaften, aber auch Konflikte, über die die offiziellen Quellen kaum berichten. Dennoch schimmert immer wieder durch, dass das Ehepaar Rupflin und andere getreue Mitarbeitende durch Schlichtungsbemühungen erheblich belastet waren. Charakteristisch für die Stiftung war auch, dass die Lebensgemeinschaft lange Zeit in Graubünden fremd blieb, denn Babette und Emil Rupflin waren aus Zürich in den Bergkanton gekommen. Mitarbeitende, die bereits in der Stiftung arbeiteten, zogen oft Verwandte nach, so dass sich Bruder oder Schwester, Schwager oder Schwiegereltern aus verschiedenen Deutschschweizer Kantonen und aus Deutschland in der *Gott hilft*-Gemeinschaft einfanden. Wie bei Alice Zimmermann folgten Emil Rupflins Vortragsreisen immer wieder Anmeldungen für eine Mitarbeit im Werk. Für viele langjährige Mitarbeitende war zudem typisch, dass es sie früh aus ihrem Heimatort weg gezogen hatte. Mehrere

strebten eine Stellung in der Mission an, scheiterten indes oder überlegten es sich aufgrund einer Begegnung mit ‹Vater› Rupflin anders.

Bald schon bildeten sich Paare unter den Mitarbeitenden. Diese Bindungen trugen zur Stabilität der Lebensgemeinschaft bei. Ihre Abgeschottetheit kam allerdings in den Standortgemeinden der *Gott hilft*-Heime nicht gut an. Nur wenigen Hausmüttern gelang es, eine offene Beziehung zur Nachbarschaft und zum Dorf aufzubauen, zum Beispiel der Hausmutter von Tamins oder der Hausmutter von Sent, obwohl sie kein Rätoromanisch sprach. Die meisten – unter ihnen auch Emil Rupflin – orientierten sich nach innen und blieben der Dorfbevölkerung fremd.

Die Überforderung

Für Emil Rupflin war es unvorstellbar, den Kindern «in barmherziger Liebe [...] zu dienen, ohne sich Gott ganz zu weihen».[10] Dieses Dienen meinte, jeden Platz anzunehmen, den Gott einem zuwies, selbst wenn man sich dafür zu schwach, für zu wenig oder für zu gut qualifiziert hielt. Alice Zimmermann hatte die Rolle als Hausmutter klaglos angenommen; sie hatte immerhin die Möglichkeit, vorerst über einige Jahre den Alltag im Kinderheim als Haushälterin kennenzulernen. Das Dienen in diesem Sinn blieb lange zentral. Noch Ende der 1950er-Jahre schrieb ein Hausvater: «Wir sind halt nicht modern. Ich bin aber überaus froh und dankbar, dass die Mitarbeiter es noch nicht sind und noch wissen, was *dienen* heisst.»[11]

Der Glaube, dass Gott einem die Kraft für jeden Dienst gebe, konnte zu fürchterlichen Überforderungen führen; etwa wenn ein Landwirt ‹über Nacht› zum Hausvater eines Heims wurde oder eine (ungelernte) Braut nach der Heirat zwölf schwierige Kinder zu betreuen hatte. Erschütternd lesen sich die oft verzweifelten Einträge einzelner Mitarbeiterinnen in ihren Tagebüchern:

> «Ich glätte & ‹halte Schule›. Aber ich bin vollständig erledigt. Herr wie lange noch?»[12]
>
> «Ist man nur zum Arbeiten auf der Welt? Mit heissen Tränen schliesse ich mein Jahr, müde nach innen + aussen. Herr lass mich Ruhe finden in dir.»[13]
>
> «Meine Unzulänglichkeit gibt mir zu schaffen. Ich fühle mich einer solchen Aufgabe gar nicht gewachsen.»[14]
>
> «Das Leben schaut mich schwarz an.»[15]
>
> «Herr hilf, ich kann nicht mehr.»[16]

‹Tante› Lisette ist über ihrer Lektüre eingeschlafen (Aufnahme um 1960).

Es wird überdeutlich, dass – mindestens in den ersten fünfzig Stiftungsjahren – die tägliche Arbeit *zu* schwer und die Anforderungen der Stiftung an die Lebensgemeinschaft *zu* hoch waren. Teil der Überforderung stellte oft die Vorgabe dar, zwischen der eigenen und der ‹Heimfamilie› keinen Unterschied zu machen. In den ersten dreissig Jahren des Bestehens der Stiftung wurde sogar verlangt, dass die eigenen Kinder ihre Eltern ebenso mit ‹Tante› oder ‹Onkel› anzusprechen hatten, wie die Heimkinder. In die Arbeit und den Alltag waren die eigenen wie die Heimkinder mit eingebunden und konnten anfänglich nicht einmal mit der Familie zusammen in einer eigenen Wohnung leben.[17]

Zur Überforderung trug Emil Rupflin selbst bei. In seinem unstillbaren Wunsch nach Verbesserungen bzw. Veränderungen beorderte er Mitarbeitende immer wieder an neue Arbeitsplätze. Unter seiner Ägide verging kaum ein Jahr, ohne dass ein Grossteil der Mitarbeiterschaft versetzt oder gar die Kindergruppen neu zusammengesetzt wurden. 1943 gestaltete sich eine solche Rochade folgendermassen: Das Heimleiterehepaar St. wechselt von Wiesen/AR nach Herrliberg, das Lehrerehepaar Z. übernimmt dafür die Heimleitung in Wiesen, in der Unterschule in Wiesen unterrichtet neu die Arbeitsschullehrerin. Die interimistische Leiterin von Felsberg wird zurück nach Zizers beordert, dafür übernimmt eine bisherige ‹Tante› die Stelle als Hausmutter in Felsberg. Das Lehrerehepaar E. übernimmt das Heim Foral, wobei er dafür den Schuldienst abgibt. Der bisherige Lehrer von Wiesen übernimmt die Oberstufe in Zizers, während die Unterstufe an einen nach langer Krankheit genesenen Lehrer geht; dessen Frau muss deshalb ihre Stellung als Hausmutter aufgeben usw.

Viele der Mitarbeitenden litten unter den ständigen Wechseln, die zusätzlich von permanenten Umbauten in den Häusern begleitet waren. Aber so sehr sich viele davor fürchteten, es ist kaum ein Fall bekannt, in dem sich eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter dem Patriarchen widersetzt hätte. Die Lebensgemeinschaft hielt stand mit Blick auf das Ziel und im unbedingten Glauben an einen dienenden Gehorsam.

Während den ersten fünfzig Jahren des Bestehens der Stiftung beinhaltete eine normale Arbeitswoche mindestens 6½ Arbeitstage. Bis in die 1940er-Jahre konnte der freie halbe Tag nur alle zwei Wochen bezogen werden und zu einem freien Sonntag kam es vier Mal jährlich.[18] Damit glichen die Arbeitstage zwar denjenigen der bäuerlichen Bevölkerung, die ebenfalls kaum arbeitsfreie Zeiten kannte. Neben den Tätigkeiten auf dem Feld, im Stall, in der Schule und in der Küche waren die *Gott hilft*-Mitarbeitenden aber zusätzlich für zehn bis zwanzig Kinder zuständig! Darum kann es kaum verwundern,

dass deren Erziehung in der Pionierphase selten im Zentrum stand, sondern vielmehr eine beinahe untergeordnete Rolle spielte.

Die ausserordentlich langen Arbeitszeiten waren nicht nur dem Mangel an Arbeitskräften geschuldet. Emil Rupflin und sein Stiftungsrat liessen sich vom Idealbild der Familie leiten, in der man von der ständigen Präsenz der Mutter ausging.[19] Der Stiftungsrat wollte den Heimkindern eine möglichst ebenso unbeschränkte Verfügbarkeit einer Mutterfigur garantieren, obwohl rasch klar wurde, dass dies in der Praxis unmöglich war. Dennoch wehrte sich Emil Rupflin in den 1940er-Jahren gegen den zeitgeistigen «Ruf nach geregelter Arbeitszeit und rechter Entlöhnung», der nach seiner Auffassung das Glaubensprinzip der Stiftung bedrohte.[20]

Die Grundsätze zur Mitarbeit

Nach mehrfach negativen Erfahrungen mit Menschen, die sich als Dienende meldeten und doch ganz andere Vorstellungen von dieser Arbeit hatten, rang sich Emil Rupflin anfangs der 1930er-Jahre durch, Grundsätze für die Aufnahme von Mitarbeitenden zu formulieren. In der Folge wurden diese Grundsätze immer wieder angepasst und erneuert. Die frühen Grundsätze hielten fest: «Von Menschen, die unter den Augen der Kinder arbeiten wollen, müssen innere und äussere Sauberkeit, unbedingte Ehrlichkeit, gewissenhafte Zeitausnützung und williges Fügen in die Hausordnung unbedingt erwartet werden können.»[21] Den so Dienenden öffnete sich dafür der Weg zu einem Gott gefälligen Leben.

Der appellative Charakter solcher Äusserungen entsprach durchaus dem Zeitgeist, dennoch meint man, Emil Rupflins Enttäuschung über ‹Dienende› aus einer falschen Motivation herauszulesen. Die versteckte Drohung, die die Anforderungen auch enthielten, erschwerte in der Folge die Auseinandersetzung mit denjenigen, die den Ansprüchen nach «innerer Sauberkeit» nicht genügten, und schadete der Stiftung.[22]

Für die Menschen, die mitarbeiten wollten, galt nun ein Stufensystem, das mit der Berufung durch die Zentralverwaltung nach mehreren Jahren seinen Abschluss fand. «Durch das Hineinwachsen in die mannigfachen Dienstzweige unter dem Einfluss von Gottes Wort und Geist, können sie [die Helfer, cl] zu einer Entscheidung heranreifen und das Glück eines Lebens kennen lernen, welches Gott und Seinem Dienst geweiht ist.»[23] Bis dahin waren ein Probejahr zu bestehen und eine vierjährige Bewährungszeit zu absolvieren. Das System konnte allerdings nicht konsequent eingehalten werden.

Die Fragen der *Gott hilft*-Leitung, die jede und jeder für sich zu beantworten hatte, waren folgende:

- «Bist du bereit, in diesem Werk und an dem Ort, wo man dich hinstellt, mit dem Einsatz all deiner Gaben und Kräfte Gott zu dienen bis zum Heimgang, oder zur klaren Führung in einen anderen Dienst in der christlichen Gemeinde?
- Willst du dich dabei der Leitung der Stiftung und andern dir vorgesetzten Mitarbeitern vertrauensvoll unterordnen?
- Willst du dich im Falle einer Verheiratung im Werk unter die Zucht und Leitung des Heiligen Geistes stellen und keine Verbindung eingehen ohne dich vorher der Leitung anzuvertrauen?
- Bist du willig, die Verbindung aufzugeben, oder das Werk zu verlassen, falls die Leitung damit nicht einverstanden sein könnte?
- Weisst du, dass wir im Kinderheimwerk ‹*Gott hilft*› die Deckung aller unserer Bedürfnisse (auch der privaten) zuerst und vor allem von Gott erwarten und nicht von den Menschen?»[24]

Allein schon diese Fragen weisen darauf hin, worin die Probleme bei der Rekrutierung jeweils bestanden – auch wenn Rupflin diese Probleme nie benannte. Zündstoff beinhaltete erstens die Unterordnung, zweitens die Wahl des Partners oder der Partnerin und drittens eine allfällige materielle Forderung der Mitarbeitenden.

Erst mit den Jahren wurden sich Emil Rupflin und der Stiftungsrat bewusst, dass die diakonische Form des Dienens bedingte, dass die Stiftung im Alter für ihre Mitarbeitenden zu sorgen hatte. 1959 richteten sie ein Altersheim im ehemaligen Kinderheim in Schwellbrunn ein.[25] Ab 1975 verfügte die Stiftung über ein Altersheim in Zizers, in das die meisten Mitarbeitenden allerdings erst spät einzutreten wünschten.

3.3 Die Lebensgemeinschaft von 1970 bis 2003

Ein neuer Umgangston machte sich in den 1970er-Jahren bemerkbar. Die Lebensgemeinschaft wurde nun vor allem als ein Feld gelobt, das die Konfliktfähigkeit jedes Einzelnen erhöhen konnte. Diese befähige die Mitarbeitenden besser für ihren pädagogischen Auftrag.[26] Deshalb wurden auch die Schülerinnen und Schüler der neuen internen Heimerzieherschule aufgefordert, im Internat zu leben. Die Stiftung war überzeugt, dass die Erfahrungen des Internatlebens eine Basis der Tragfähigkeit der Stiftung bilden konnten. Dies sahen die Lernenden oft ebenso: «In der Heimerzieherschule haben wir wohl auf sehr engem Raum gelebt und sind uns deshalb, neben dem allgemein Menschlichen, allzu oft ‹auf die Füsse getreten›. Aber ich habe dort gelernt,

Die erste Grossfamilie der Stiftung Gott hilft beim Mittagessen: Werner Haller mit eigenen und vietnamesischen Pflegekindern in Stäfa. Mit am Tisch: die langjährige Mitarbeiterin Therese Lüscher (Aufnahme von 1986).

Probleme anzupacken und Konflikte auszutragen», schrieb eine ehemalige Schülerin.[27]

Mit dem Argument der Konfliktfähigkeit traf die Stiftung den Puls der Zeit. Im ‹Nach-68› blühten Wohngemeinschaften mit ähnlichen Zielsetzungen auf. Die Stiftung bemühte sich, ihre Form der Lebensgemeinschaft auch für Junge attraktiv zu gestalten. Dies war umso dringender, als dass beinahe eine ganze Generation in der Mitarbeiterschaft fehlte. Die Regeln des Zusammenlebens wurden gelockert, den Mitarbeitenden wurde mehr Privatsphäre eingeräumt. In den späten 1960er-Jahren errichtete man für den neuen pädagogischen Leiter und seine Familie ein eigenes Haus, da im Heim nicht genügend Platz vorhanden war. In den 1980er-Jahren gab es weitere Ausnahmen in dieser Richtung. Den Mitarbeitenden standen zunehmend Wohnungen oder mindestens genügend eigene Räume auf dem Heimareal zur Verfügung.

Im Entscheid für einen Eintritt in die Stiftung schildert eine Mitarbeiterin rückblickend ihre Überlegungen. Sie zeigen den Umbruch, aber auch, dass in den 1970er-Jahren nicht alles anders geworden war:

> «Wenige Monate verheiratet, machte mein Mann ein Praktikum in einem Zürcher Schülerheim. Von dort wurden wir angefragt, ob wir nach Abschluss der Ausbildung die Lehrlingsgruppe im neu erstellten Gruppenhaus mit 4½-Zimmer-Gruppenleiter-Wohnung übernehmen möchten. Wir wussten aber auch, dass in Scharans ein Gruppenleiter-Ehepaar gesucht wurde. Der Unterschied war allerdings, dass im Scharanser Heim keine abgeschlossene Wohnung, wenig Freizeit und weniger Verdienst warteten. Trotz dieses verlockenden Angebots vom Kanton Zürich wussten wir plötzlich, wo wir hingehörten – ins *Gott hilft* nach Scharans. [...] Nicht das gut organisierte Heim, eine schöne Wohnung, Geld oder Gut machen glücklich, auch nicht die 5-Tage-Woche – wir möchten Geführte und Geleitete von Jesus Christus sein.»[28]

Die grösste Veränderung bildete bereits ab den 1960er-Jahren die deutlichere Trennung der Mitarbeiterfamilien von den Heimkindern. Flexibel zeigte sich die Stiftung nun auch, indem sie einzelnen Mitarbeitenden im Sinne einer Ausnahme einen Lohn oder Teillohn bezahlte. Meist handelte es sich dabei um die raren Lehrpersonen.

Mit dem Aufkommen von mehreren Freikirchen in den frühen 1970er-Jahren musste die Frage des Verhältnisses der Stiftung zur reformierten Landeskirche neu geklärt werden. Einige der jüngeren Mitarbeitenden wollten sich von der Landeskirche lossagen. Der Stiftungsrat hielt an einer Verbindung mit der reformierten Landeskirche auf «Allianzboden» fest und verlangte auch von freikirchlichen Mitarbeitenden, dass sie die Kinder in

die offiziellen Gottesdienste der Landeskirche begleiteten und nicht in ihre eigenen religiösen Kreise mitnahmen.[29]

Ende der 1970er-Jahre aktualisierte sich die Frage der Arbeitszeit erneut. Arbeitnehmervertretungen versuchten einen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) für das Erzieherpersonal allgemeinverbindlich zu erklären, der eine Wochenarbeitszeit von 50 bis 55 Stunden vorschlug. Dagegen fürchtete der Stiftungsrat wiederum, dass «eine allgemeine Inkraftsetzung eines solchen Vertrages uns daran hindern würde, pädagogisch so zu arbeiten, wie wir es für richtig erachten».[30] Er hielt daran fest, dass den Kindern eine möglichst hohe Verfügbarkeit ihrer Bezugspersonen zu garantieren sei, auch um den Preis von langen Arbeitszeiten. Die Stiftung unterzeichnete den GAV nicht; er wurde auch nicht allgemeinverbindlich erklärt.[31] In den Folgejahren blieb die Meinung der Stiftung immer gleich: Die hohe Präsenz der Bezugspersonen, die mit dem Leben unter einem Dach gewährleistet werden konnte, gebe Kindern auch zu später Stunde noch die Möglichkeit der Wiedergutmachung nach Konflikten.[32]

In den 1980er-Jahren äusserte sich die Stiftungsleitung kritisch über den früheren Umgang mit den in gutem Glauben willigen Dienenden: «[...] organisieren heisst, Brüder und Schwestern eine Aufgabe anvertrauen, die ihren persönlichen Gaben entspricht. – Wie oft liessen verantwortliche Leiter von christlichen Gemeinschaften sich durch Notlagen und Mitarbeitermangel dazu verleiten, Brüder und Schwestern einfach in bestehende Lücken zu stellen, statt sie zielgerichtet und organisiert einzusetzen.»[33] Das bedingungslose ‹Dienen› wich zusehends dem betrieblichen Management.

Die internen Debatten wurden nun offener, teilweise härter geführt. «Wir erleben unsere Gemeinschaft als Mitarbeiter manchmal als eine Last, wenn es gilt, miteinander über Dinge zu sprechen, die uns unangenehm sind, weil wir es ja gut und schön miteinander haben möchten», schrieb ein Heimleiter.[34] Heinz Zindel, der damalige Gesamtleiter, sprach die «fruchtbaren, oft auch kräfteraubenden Auseinandersetzungen» an, die die Gratwanderung zwischen individuellem Spielraum, persönlicher Befriedigung und Verzicht mit sich brachten.[35] In internen Dokumenten ab den 1990er-Jahren wurde die diakonische Lebensgemeinschaft häufig thematisiert, was darauf schliessen lässt, dass sie nicht mehr unumstritten war. Dem widersprach allerdings eine interne Befragung von 1990, in der sich weiterhin eine Mehrheit der Mitarbeitenden (inklusive der ehemaligen, nun im Altersheim lebenden) hinter die Diakonie und insbesondere hinter das Prinzip der hohen Verfügbarkeit der Bezugspersonen stellte.[36]

Erst 2003 wurde die christliche Lebensgemeinschaft in ihrem bisherigen Sinn aufgehoben und durch ein zeitgemässes Lohnsystem ersetzt (vgl.

Kap. 8). Ausschlaggebend dafür waren in erster Linie die grossen Probleme mit Pensionskassen- und anderen rechtlichen Regelungen, ebenso der Wunsch nach Teilzeitarbeit. Die Mitarbeitenden werden seither gemäss Branchen- oder kantonalen Vorgaben entlohnt und der allgemeine Wohnzwang wurde aufgehoben. Die Familienwohnungen auf den Heimarealen blieben allerdings beliebt.

Auch ohne das diakonische Prinzip konnte die Stiftung die Verweildauer des Personals überdurchschnittlich hoch halten. 2014 betrug sie bei den Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen durchschnittlich sieben Jahre. Eine nationale Studie sieht diesen Wert bloss bei 3% der pädagogischen Angestellten; beinahe die Hälfte wechselt die Stelle nach spätestens zwei Jahren.[37] Die weiterhin hohe Identifikation mit der Organisation und dem Auftrag lässt sich aus dem Stiftungsporträt von 2014 ableiten: «Wir tun dies heute noch mit einer starken Vision und einer Identifikation, die weit über unsere tägliche Arbeit hinausgeht.»[38] Die Betriebskultur verdeutlicht, dass die Gemeinschaft hoch gehalten wird, was bei den Mitarbeitenden und ihrem beruflichen Engagement bis heute spürbar ist.

3.4 Licht und Schatten der Lebensgemeinschaft

«So vieles löste sich in mir [...] wegen den Kindern & dem Strafen mit dem Essen», schrieb eine Mitarbeiterin 1938 in ihr Tagebuch nach einem Bügelnachmittag mit anderen ‹Tanten›.[39] Lange war ein solcher Austausch die wichtigste Möglichkeit für die Mitarbeitenden, sich mit dem eigenen pädagogischen Tun auseinanderzusetzen. Und dies stellte – gerade im Hinblick auf die gängige Strafpraxis – ein grosses Bedürfnis dar.

Viele Jahre später, 1991, schilderte ein scheidender Mitarbeiter, was ihm die Lebensgemeinschaft bedeutet hatte:

> «Für mich wird die Zeit im *Gott hilft* eine der prägendsten in meinem Leben sein. In einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zu stehen und zu leben, heisst offen sein für das, was auf einen zukommt und bereit sein, sich damit auseinander zu setzen. Meine Anfangszeit erlebte ich eher problematisch. Es dünkte mich, man sei von der Aussenwelt abgeschnitten und man habe zu wenig Freiraum für sich. Ich fühlte mich einsam, und da ich der einzige ledige Mann war, hatte ich auch keinen Freund, mit dem ich intimere Sachen besprechen konnte. Ich kam immer wieder an den Punkt, fortzulaufen, da ich glaubte, der Sache nicht gewachsen zu sein. Ich war froh, stellte ich mir, bevor ich diese Arbeitsstelle antrat, die Bedingung, mindestens vier Jahre zu bleiben.

> In dieser Zeit konnte ich das erste Mal erleben, was es heisst, von einer Gemeinschaft getragen zu werden. [...] Als ich mich nicht mehr unter Druck setzte, war ich viel freier, mich in die Gemeinschaft einzubringen. Das grösste war noch: als ich mich mehr in die Gemeinschaft einbrachte, fühlte ich mich nicht mehr einsam, sondern angenommen und geborgen. In diesen Jahren lernte ich, Auseinandersetzungen und Konflikte anzugehen, und ich durfte erleben, wie ich stückweise wachsen durfte. Ich durfte erleben, wie Schuld und Vergebung wichtige Faktoren in meinem Leben sind.»[40]

Unter der Prämisse des Glaubens oder – wie es der Mitarbeiter oben formulierte – unter dem Erlebnis von Schuld und Vergebung ermöglichte die Lebensgemeinschaft ein «inneres Wachsen» in Auseinandersetzungen mit den Kollegen und Kolleginnen. Dies gepaart mit einem Gefühl der Geborgenheit entschädigte viele für fehlende Freiheiten. Die Gemeinschaft war sich meist selbst genug. Sie empfand es nicht als Mangel, dass zum Dorf oder der sonstigen Aussenwelt wenig Kontakt bestand. Die strenge Arbeit beschränkte die Kraft für weitere Kontakte oder Aktivitäten, jedoch fühlte man sich weder verlassen noch einsam, sondern getragen von seinesgleichen.

Oft blieb allerdings eine Distanz zwischen den Mitarbeitenden spürbar. Man beobachtete sich genau und hintersann sich, ob der oder die Andere etwas gegen einen hatte. Das Gleichgewicht war labil. Eine Tagebuchschreiberin bereute es 1940, mit den ‹Tanten› offen gesprochen zu haben und resümierte: «Besser nur mit Jesus.»[41] Die Zurückhaltung gegenüber den Kolleginnen und Kollegen hielt sich in späteren Jahren aufrecht: In den internen Monatsberichten, die sich die Heimleitenden gegenseitig zu schreiben hatten, den *Blauen Berichten*, erfahre man mehr über das Wetter und die Zwetschgenernte als über pädagogische oder zwischenmenschliche Probleme, kritisierte ein Heimleiterpaar 1992 zu recht.[42]

Die *Gott hilft*-Lebensgemeinschaft verlangte das Abwerfen der «Lumpen jeglicher Selbstgefälligkeit», wie ein Mitarbeiter nicht ohne sarkastischen Unterton schrieb.[43] Wie hoch in den Pionierjahren die Bereitschaft zum Verzicht war, zeigte sich in der Gestaltung des freien halben Tags in den 1930er-Jahren: Fiel dieser auf einen Vormittag, so suchten sich Mitarbeitende am Vorabend irgendein Zimmer an einem möglichst abgelegenen Ort im Haus, um für einmal nicht vom morgendlichen Kinderlärm geweckt zu werden. Eigene Zimmer für alle existierten erst später. Im Grunde genommen gab es kein ‹Entkommen›, weder von der Gemeinschaft der Erwachsenen noch von den Kindern. Selbst in den seltenen Fällen, in denen Emil Rupflin einer besonders erschöpften Mitarbeiterin erlaubte, einige Tage in ein Ferienhäuschen «in die Stille» zu

gehen, nahm diese ein bis zwei Heimkinder mit.[44] Einzig in den Ferien, die meist bei Verwandten verbracht wurden, war es ruhiger: «Fast drei Wochen nicht schimpfen», jubelte eine Mitarbeiterin 1940 in ihrem Tagebuch.[45]

Als die Regeln gelockert wurden, wehrten sich die Mitarbeitenden aber auch gegen das Mitleid, das sie von Berufskollegen zu spüren bekamen. Denn sie akzeptierten die Grenzen freiwillig und nahmen die hohe zeitliche Präsenz bei den Kindern ernst. «Es stört mich», schrieb ein Erzieher, «wenn Aussenstehende mir ‹Opferbereitschaft› attestieren, weil sie sich nicht vorstellen können, dass professionelle Heimerziehung mehr mit Wissen und Können zu tun hat, als mit geduldigem Ertragen. [...] Ich habe meinen Arbeitsplatz aus freien Stücken hier gewählt, weil ich in diesem Beruf ganzheitlich arbeiten möchte, wie es ausserhalb der Stiftung *Gott hilft* nur sehr beschränkt möglich ist.»[46]

Tagungen als Glaubensstärkung

Die Kraft für die anspruchsvolle Lebensweise wurde konsequent im Glauben und im gemeinsamen Ziel gesucht. «Es ist gar nicht leicht, in einem Kollektivhaushalt, wo man sich praktisch Tag und Nacht reibt, immer miteinander auszukommen. Es ist deshalb besonders wichtig, dass wir uns jeden Morgen neu miteinander unter Gottes Wort stellen dürfen, um auch unsere Verschiedenheiten von Gott leiten zu lassen», schrieb eine Mitarbeiterin 1964.[47] Gemeinsame Tagungen, die neben den täglichen Andachten ebenfalls der Glaubensstärkung dienten, schienen von Anfang an ein Bedürfnis zu decken: «Unsere Gesellschaft kommt heute Abend ganz beglückt von Seewis zurück, alle ganz erfrischt + belebt.»[48] Sogar die Kinder, so erzählten die Erwachsenen, würden die ‹Tanten› und ‹Onkel› nach solchen Tagungen verändert erleben.[49]

Die Tagungen wurden von den Mitarbeitenden immer wieder eingefordert, wenn ihre Durchführung einzuschlafen drohte. Neben der Glaubensstärkung wurde in erster Linie der informelle Austausch geschätzt, der den Mitarbeitenden ermöglichte, ihre drängenden Fragen – auch zu pädagogischen Themen – zu stellen. Daneben bedeuteten die Tagungen Geselligkeit und Erholung vom strengen Alltag. Ab 1943 wurden die Tagungen für einige Zeit ausgeweitet, indem vier jährliche Tagungen geplant wurden, nämlich eine für die Hauseltern, eine für die ledigen ‹Onkel›, eine für die verheirateten und verlobten Mitarbeitenden sowie eine für die ledigen ‹Tanten›. Schon diese Aufteilung zeigt, dass es nicht um fachliche Weiterbildung ging. Den Hauptplatz nahmen an allen Tagungen die Auslegung eines Bibelwortes und ein gemeinsames Abendmahl ein. Ferner

Emil Rupflin (vorne rechts sitzend) ganz entspannt mit den Hauseltern aus der ganzen Schweiz (Aufnahme um 1960).

gab es Referate zu historischen Fragen oder zu Biographien interessanter Missionare, je nachdem, wer von den Mitarbeitenden über ein spezifisches Wissen verfügte. Während die Heimleiterpaare beispielsweise ein Referat ihrer Kollegin Marguerite Rupflin über die Erziehung zur Verantwortung und zur Pflichterfüllung hörten, lag der Schwerpunkt bei den ‹Onkeln› auf der Definition der wahren Männlichkeit in der Bibel. Die Paare hörten ein Referat über die Ehe und Familie im Anstaltsleben und wurden dazu aufgefordert, ihre eigenen Kinder nicht gegenüber den ihnen anvertrauten zu bevorzugen. Die ‹Tanten›-Tagung schien weniger erfolgreich gewesen zu sein. Die ‹Tanten›, so hiess es, seien etwas gehemmt gewesen in der Aussprache, was man aber mit Gesang habe lockern können.[50]

Zur Förderung einer ‹Corporate Identity› taugte die Trennung der Ledigen von den Verheirateten wenig, da zwischen diesen Kategorien die grössten Spannungen verliefen. Dazu litten viele Mitarbeitende unter Zweifeln an ihren Fähigkeiten: «Ach wie feig bin ich, es braucht Mut um diese Buben herum, viel Mut, viel Kraft [...]. Immer kommt mir der Gedanke, wenn Gott mich unter diese Schar Buben gestellt hat, dann gibt er mir auch die Kraft und die Autorität.»[51] Mit dem Glaubenssatz, dass Gott es richten werde, wenn er einem den Platz zugewiesen habe, lastete ein ungeheurer Druck auf den Mitarbeitenden. Scheiterten sie in ihrer erzieherischen Arbeit, implizierte dies, dass sie zu wenig stark glaubten. – So lautete die lapidare Antwort von Emil Rupflin, wenn ihm Mitarbeitende ihre diesbezüglichen Nöte klagten.

Erst in den 1960er-Jahren erhielten die Mitarbeitenden regelmässig interne fachliche Unterstützung. Fest etabliert wurde diese später mit dem neuen pädagogischen Leiter, wodurch sich auch die Betriebskultur änderte. Wie Heinz Zindel erzählt, dankte ihm an seiner ersten Mitarbeitertagung eine langjährige Mitarbeiterin mit den Worten: «Onkel Heinz, ich bin froh, dass wir nun auch etwas sagen durften an der Tagung.»[52] Innerhalb der Stiftung entstanden Strukturen, die den regelmässigen fachlichen Austausch und eine pädagogische Auseinandersetzung förderten. Die Selbstzweifel der Erziehenden – die zur pädagogischen Arbeit gehören – konnten so besser aufgefangen werden.

«Dunkle Wolken»

Manchmal herrschte in der Stiftung «dicke Luft» und «dunkle Wolken» lagen über der Gemeinschaft. Seilschaften bildeten sich, die sich gegen andere verbündeten. Das Ehepaar Rupflin und ihr engster Kreis hatten in solchen Momenten alle Hände voll zu tun.[53] Die Lebensgemeinschaft konnte Einzelne bis zum äussersten fordern, wenn Eifersucht aufkam oder eine Liebe nicht

erwidert wurde. In Tagebüchern zeigten sich manchmal die inneren Stürme: «[...] eine Leidenschaft brannte auf in mir, welche ich nie kannte, etwas Niedriges, Gemeines. Die Waffen hatte ich nicht, um dagegen zu kämpfen.»[54]

Die tiefe Glaubensüberzeugung schottete die Gemeinschaft gegen aussen ab, Verbindungen mit weniger Gläubigen waren fast nicht vorstellbar. Umso dramatischer konnte sich das Zusammenleben im Innern entwickeln. Über Liebesunglück und heimliche Liebschaften wurde jedoch ebenso geschwiegen wie über Scheidungen von Mitarbeiterpaaren.[55] Dabei bestanden handfeste Interessensgegensätze. So kämpfte anfangs der 1950er-Jahre Emil Rupflin vergeblich gegen seine Landwirte, die die neu ausgeschütteten landwirtschaftlichen Beihilfen des Bundes für sich behalten wollten und sich nicht bereit zeigten, diese der Stiftung zur allgemeinen Verwendung abzugeben.[56]

Auch die einheitliche Ausrichtung im Glauben wurde mehrfach in Frage gestellt. 1953 schrieb das Mitteilungsblatt besorgt: «In unserem Evangeliumsdienst in Seewis hat der Dienst an Besessenen und von Finsternismächten Bedrängten einen grossen Raum eingenommen.»[57] Der Stiftungsrat befand in der Folge, «dass ein Dienst mit solch grosser Verantwortung nicht der Dienst der Stiftung *Gott hilft* sein kann. Es fehlen auch die von Gott für eine solche Aufgabe bevollmächtigten Menschen.»[58] Jedoch sind keine Quellen bekannt, wonach Teufelsaustreibungen auch an Kindern versucht wurden.

Das Glaubenswerk zog «betreuungsbedürftige Menschen» an wie ein Magnet.[59] Eine harte Haltung fiel ihm in solchen Fällen schwer. Grundsätzlich warnten zwar alle Leitungspersonen vor der Überforderung des Werks durch die Aufnahme nicht voll leistungsfähiger Menschen. Dennoch fanden viele von ihnen einen Platz in der Stiftung. Noch Ende der 1990er-Jahre zählte die Stiftung unter ihren 117 Mitarbeitenden 23 nicht voll leistungsfähige.[60]

In einzelnen Fällen blieb nur die Trennung, zum Beispiel vom Lehrer, der «wieder vom Feind gepackt» und zum polizeilich gesuchten Betrüger wurde, oder vom Mitarbeiter, den der «Jassteufel» packte und der monatelang verschwand.[61] Beide Beispiele lassen vermuten, dass die Stiftungsleitung die Schwächen dieser beiden Mitarbeiter im Voraus kannte, aber wohl auf deren guten Willen und ihre Bekehrung vertraute.

Früh schon konnte sich Emil Rupflin von Mitarbeitenden trennen, weil sie aussergewöhnlich gewalttätig gegenüber den Kindern waren.[62] Allerdings war seine Haltung in dieser Hinsicht nicht konsequent. Manchmal war sein Mitgefühl für die Mitarbeiterin oder den Mitarbeiter grösser als seine Sorge um die Kinder oder um den Ruf der Stiftung. In manchen Situationen konnte es sich die Stiftung schlicht nicht leisten, auf die Mitarbeit einer Person zu verzichten. Nach 1970 ahndete die Stiftung Körperstrafen in den meisten Fällen, allerdings erst nach 2000 mit grösster Konsequenz (vgl. Kap. 6 und 7).

Aus den 1960er-Jahren sind zwei Fälle von sexuellen Verfehlungen bzw. Übergriffen in der Stiftung *Gott hilft* bekannt. In beiden Fällen schaltete die Stiftung von sich aus die Behörden ein – in einem Fall allerdings zehn Jahre zu spät. Es handelte sich in diesem Fall um einen Lehrer, der bereits im Kanton St. Gallen wegen Pädophilie angeklagt und verurteilt worden war. Er erhielt ein Berufsverbot und sollte als «vermindert Zurechnungsfähiger» verwahrt werden.[63] Dem konnte er nur entgehen, indem er sich zur Kastration bereit erklärte. Nach der Operation galt er wieder als «gänzlich frei, d. h. es wurde keine Schutzaufsicht errichtet».[64] Das Berufsverbot wurde aufgehoben. Die Stiftung stellte ihn im Wissen um seine Vorgeschichte ein, allerdings für eine Tätigkeit in einem der Bibelheime und nicht als Lehrer. Wenige Jahre später begann er dennoch im Schulheim Zizers zu unterrichten. Dies, obwohl das kantonale Fürsorgeamt der Stiftung abriet, einen wahrscheinlich nicht mehr gefährlichen, aber doch «unausgereiften» Menschen vor die Kinder zu stellen. Die Stiftung entschied anders, ob aus Lehrermangel oder aus Mitleid ist nicht bekannt. – Dabei irritiert es, dass trotz all dieses Vorwissens das Verhalten des Lehrers offenbar nie überwacht wurde, weder von der Stiftung noch vom Kanton. Während zehn Jahren vergriff sich der Lehrer regelmässig an den Knaben. Dass nichts bemerkt wurde, erstaunt umso mehr, als ein damaliger Schüler von einer sehr sexualisierten Klasse sprach.[65] Ob die Stiftung wirklich nichts bemerkte oder ob sie einfach wegschaute, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen.

Das Leid der Schüler lässt sich nicht mehr erfassen. Es bleibt die nachträgliche Betroffenheit über ihr Schicksal, aber auch über den noch in den 1960er-Jahren unverständlichen Umgang mit dem Lehrer.

Beim anderen Fall handelte es sich um einen Schüler der Mitarbeiterschule, der mit einem minderjährigen Heimmädchen ein Verhältnis einging.[66] Die Stiftungsleitung überzeugte den Mann – nach Rücksprache mit dem Fürsorgeamt – von einer Selbstanzeige. Die Schule musste er daraufhin verlassen.

3.5 Männer und Frauen

Von der Gleichheit der Pioniere ...

Ehepaare wurden in den 1930er-Jahren in den *Gott hilft*-Heimen unter folgenden Bedingungen aufgenommen: «Anmeldungen von Ehepaaren können nur berücksichtigt werden, wenn beide Teile eins sind [...] und wenn beide fähig sind [...] einen selbständigen Posten in unserem Werk zu übernehmen.»[67] Diese Haltung widersprach klar dem Zeitgeist, denn während der

Wirtschaftskrise war es nicht opportun, dass eine verheiratete Frau arbeitete und damit einem Mann den Arbeitsplatz ‹wegnahm›. Im diakonischen Dienst sah dies natürlich anders aus, und die Stiftung war froh um alle, die mitarbeiten wollten. Eine verheiratete Lehrerin folgte deshalb dankbar dem Ruf Gottes in die Stiftung, weil es ihr so möglich war, ihren Beruf weiter auszuüben. Währenddessen hatten andere verheiratete Lehrerinnen den Männern den Platz zu räumen. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Stiftung *Gott hilft* auf die Arbeitskraft der Frau baute, hing wahrscheinlich mit der Herkunft des Gründerpaares aus der Heilsarmee zusammen, die in ihren Reihen Frauen wie Männer gleichberechtigt aufnahm.[68] Aber auch die Haltung Babette Rupflins trug entscheidend dazu bei, denn sie wehrte sich lange mit «Händen und Füssen» gegen die Anstellung verheirateter Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Damit wollte sie es Eltern ersparen, ihre eigenen Kinder wegen der aufwendigen Arbeit im Kinderheim vernachlässigen zu müssen.[69]

Betrachtet man genauer, welche Rollen die Stiftung Mann und Frau zuschrieb, so entsprach das Bild jedoch dem traditionellen Schema. Der Frau wurde das ‹selbstlos Mütterliche›, dem Mann das ‹beschützend Autoritäre›, manchmal zusätzlich das ‹Handwerkliche› zugeordnet. Beiden, den Frauen wie den Männern, mutete die Stiftung indes auch herausfordernde Rollenwechsel zu. Die Übernahme einer ganzen Heimkinder-‹Familie› sozusagen als Hochzeitsgeschenk konnte die Frau ebenso wie den Mann in grosse Zweifel stürzen.

... zum patriarchalen Familienbild

Anders als in der Zwischenkriegszeit setzte sich in der Nachkriegszeit die Prämisse durch, dass ein Paar zwar gemeinsam in die Lebensgemeinschaft aufgenommen wurde, jedoch nur der Mann voll in der Stiftung zu arbeiten hatte, während die Frau sich eine gewisse Zeit um die eigenen Kinder kümmern konnte. Sobald die Kinder älter waren, wurde eine Mitarbeit der Ehefrau wieder in grösserem Umfang erwartet. Der Zeitpunkt und das Ausmass eines solchen Wiedereinstiegs wurden allerdings nie festgelegt, weshalb es immer wieder zu Diskussionen und Differenzen kam. Für die Mitarbeitendenfamilien bildete dieser grundsätzliche Entscheid eine grosse Entlastung. Er ermöglichte ihnen ein Familienleben, wie es die Mehrheit in der Schweiz in jenen Jahren führte, mit einer klaren Rollenteilung zwischen den Geschlechtern.

Für die Ehefrau konnte diese Rolle belastend sein, dies fand zumindest eine Hausmutter 1992. Sie wehrte sich gegen die Bezeichnung ‹Hausmut-

ter›, da sowohl die leiblichen Eltern wie die Gruppenleiterinnen viel eher Kontaktpersonen der Kinder seien. Sie sei nicht so gefragt. «Es ist schon oft so, dass ich vor allem die Frau des Heimleiters bin [...]. Es ist eine Rolle mit vielen verschiedenen Anforderungen, die nicht viel Anerkennung bringt [...].»[70] Die erwähnten Anforderungen bestanden neben ihrer Familienarbeit in der Erledigung des Einkaufs für das ganze Heim, der Gartenarbeit und der Administration. Ausserdem war sie zur Stelle, wenn jemand ausfiel. Dann fühlte sie sich wiederum überfordert, da sie bei den pädagogischen Fachgesprächen der Teams fehlte.

Die Stiftungsleitung erkannte diese Probleme. Im Zusammenhang mit einem Konflikt zwischen zwei Ehepaaren, die das Zusammenleben nicht ertrugen, kommentierte sie: «Besonders sensibel ist die Integration und Arbeitsdefinition der Ehefrauen [...]. Darin spiegeln sich systemabhängige Problematiken der Stiftung.»[71] Trotz der Einsicht, gelang es lange nicht, die Probleme zu lösen. Auch mit der Möglichkeit des Rückzugs der Mutter ins Private hielt die Stiftung weiterhin daran fest, dass ein Paar *gemeinsam*, sozusagen als Einheit, ins Werk einzutreten hatte. Noch in den 1990er-Jahren war es verpönt, wenn die Ehefrau ausserhalb der Stiftung arbeitete. Es war für sie zudem unattraktiv, da sie den erzielten Lohn der Stiftung abzugeben hatte.

Konflikte zwischen Ledigen und Verheirateten

Als in den 1970er-Jahren die Emanzipation der Frauen an Fahrt gewann, zeigten sich die Unterschiede zwischen der sich wandelnden gesellschaftlichen Frauenrolle und der in einem christlichen Familienbild verharrenden immer deutlicher. Schon früher hatten sich ledige Frauen oft als minderwertig wahrgenommen, weil sie länger auf eine gewisse Privatsphäre in den Heimen warten mussten als die Paare. Es störte sie auch, dass Ehepaare als Einheit gesehen wurden und so zu zweit tragen konnten, was Ledige alleine zu leisten hatten. Die Stiftung fand keine Lösung für die Spannungen zwischen den ledigen und den verheirateten Mitarbeiterinnen. Von den Unverheirateten wurde das Ausfüllen der Mutterrolle für die eigene Familie als ein Privileg wahrgenommen, das auf dem Buckel der Kinderlosen gewährt wurde. Wer nicht leibliche Mutter war, hatte im diakonischen Verhältnis keine Möglichkeit sich zeitweise zurückzuziehen. Aber auch bei den unverheirateten Mitarbeitenden der Stiftung stieg das Bedürfnis nach Teilzeitarbeit, das allerdings erst mit dem Wechsel auf ein Lohnsystem 2003 umgesetzt werden konnte.

Das Bedauern über die eigene Kinderlosigkeit schwang im Dauerkonflikt manchmal mit. So klagte eine ledige Hausmutter 1942 ihrem Tagebuch: «Ich

Die alleinstehende Hausmutter Berta Schuppisser mit drei ‹ihrer› Kinder vor dem Kinderheim in Tamins (Aufnahme um 1960).

wollte als junges Mädchen [...] in die Mission, aber je älter ich wurde, umso mehr war der Wunsch, wer hat es nötiger als das Abendland selber, dort wollte ich arbeiten. Und jetzt – stehe ich nicht in einer solchen Arbeit? Ist es nicht, wie ich mir wünschte, Kindern eine Mutter zu sein, welche keine haben? Aber der Wunsch u. das Sehnen eigene Kinder zu haben, eine eigene Familie, lebt immer noch in mir. Ich bin u. bleibe Frau, nicht ‹moderne› u. doch nach der heutigen Zeit.»[72] Diese Hausmutter hatte zwar ihre berufliche Erfüllung erreicht, wodurch sie sich als Frau «nach der heutigen Zeit» sah. In ihren Augen hätte die «moderne» Frau aber leichter auf eine Familienbildung verzichtet als sie.

Erst 1992 thematisierte die Stiftung den wichtigen Beitrag der alleinstehenden Hausmütter und anderer lediger Frauen für das Werk: «Die Doppelaufgabe, als führende und zugleich tragende Kraft ein Haus zu leiten oder als Verantwortliche eines Kinderheimes väterliche und mütterliche Aufgaben zugleich wahrzunehmen, führte immer wieder an die Grenzen der Überforderung. – Aber auch Mitarbeiterinnen, die nicht in leitender Funktion standen, erfüllten ihre Aufgabe mit beeindruckender Treue und wuchsen durch ihre Hingabe zu reifen, wegweisenden Persönlichkeiten heran. [...] Hat man sie auch entsprechend ernst genommen und gewürdigt? – Ich meine, wir seien ihnen einiges schuldig geblieben.»[73]

Die Hausmütter

Die herausragende Verantwortung, die während Jahrzehnten in der Stiftung *Gott hilft* an alleinstehende Frauen übertragen wurde, verdient ein besonderes Augenmerk. Bis in die 1990er-Jahre wurden viele Kinderheime der Stiftung von ledigen oder verwitweten Frauen geleitet. Die Häuser in Felsberg, in Zizers (Wartheim), in Tamins, später in Trimmis, in Chur (Foral), in Igis, in Sent, in Schwellbrunn und in Herrliberg wurden zeitweise oder ausschliesslich von Frauen geleitet. Emil Rupflin traute ihnen nicht nur die Erziehung einer ganzen Anzahl schwieriger Kinder zu, sondern ebenso die Führung der Mitarbeitenden, die Organisation des Heims (teilweise mitsamt einem Landwirtschaftsbetrieb) und das Fundraising. Auch im inneren Führungskern um Emil Rupflin fanden sich mehrere alleinstehende Frauen. Eine von ihnen bemerkte 1961 im Hinblick auf einen Bauentscheid, den sie befürwortete: «Mutterli und ich, wir beteten immer wieder um Einigkeit der Männer, von welchen jeder fast eine neue Idee + eine andere Meinung vertrat.»[74] Bei der Schreiberin handelte es sich um Gertrud Grimm, eine der Stützen des Werks. Bei ihr wie bei ‹Mutterli Rupflin› ist davon auszugehen, dass ausser Gebeten auch direkt versucht wurde, auf die uneinigen Männer einzuwirken.

Interessanterweise verschwanden alle alleinstehenden Hausmütter kontinuierlich und die Stiftung stellte keine Frauen in diesen Führungsfunktionen mehr an. Es würde nahe liegen, dies damit zu begründen, dass die Stiftung dazu übergegangen war, in den Heimen Familien zu ‹simulieren› und sich deshalb ein Paar an die Spitze jeder Kinderheimfamilie wünschte. Aber das Familienprinzip galt in den *Gott hilft*-Heimen bereits seit 1933, als noch lange ledige Hausmütter den Heimkindern vorstanden. Für die Stiftung galten Heimfamilien ohne Hausvater also ebenso als Familien. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Stiftung wie die Behörden, karitative Organisationen und ein Grossteil der Bevölkerung ledige Mütter mit ihren Kindern keineswegs als Familie bezeichneten und diese Frauen auch nicht für fähig hielten, ihre Kinder zu erziehen.[75] Nach wie vor galt der Grundsatz, dass «uneheliche Kinder» in Kinderheimen erzogen werden mussten – paradoxerweise von alleinstehenden Frauen.

Die Begründung, dass die alleinstehenden Frauen nur kleine Heime geleitet hätten und diese später aufgehoben oder in sozialpädagogische Pflegefamilien umgewandelt worden waren, ist ebenfalls nicht ganz stichhaltig.[76] Das grösste Heim, das Knabenheim Foral, wurde zeitweise von einer Witwe geleitet. Ein Grund dafür, nur noch Paare als Hauseltern anzustellen, lag in der Mitarbeiterschule. Sie füllte nicht nur allmählich das Vakuum in der Mitarbeiterschaft, sondern führte auch zu vielen Paarbildungen und Heiraten. Es ist wahrscheinlich, dass sich die Stiftung für Paare entschied, sobald diese zur Verfügung standen. Dazu trug die Erkenntnis bei, dass es die ledigen Heimmütter schwer gehabt hatten, vor allem gegenüber Behörden oder Gemeindemitgliedern, die sie oft nicht ernst nahmen. Mit der Erlaubnis zu einer familiären Privatsphäre innerhalb der Stiftung waren ausserdem die ursprünglichen Bedenken Babette Rupflins überflüssig geworden. Und schliesslich entsprach ein Ehepaar als Erziehungseinheit auch besser den christlichen Vorstellungen.

Eine spezielle Anstellungsform hat sich bei den sozialpädagogischen Pflegefamilien erhalten. Hier werden prinzipiell nur verheiratete Paare angestellt, wobei die Mitarbeit von beiden verlangt wird. Dabei kann sich das Ehepaar entscheiden, ob dem Mann oder der Frau die eigentliche Leitungsfunktion zukommt oder es kann eine Co-Leitung wählen. Voraussetzung ist, dass die Führungsperson(en) über die geforderte Ausbildung verfügen. In der Rolle als Pflegeväter erleb(t)en Männer denn auch die Rollenumkehr. Mehrere merkten, dass es nicht einfach war, den Arbeitsplatz – wie die Pflegemutter – zu Hause zu haben. Sie wurden teilweise nicht nur von Dorfbewohnern, sondern selbst von den Pflege- und eigenen Kindern skeptisch beobachtet.

3.6 Porträts von Mitarbeitenden

Die folgenden Porträts einiger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stammen aus der Zeit zwischen 1920 und 1980. Anders als von den Kindern existieren von einigen Mitarbeitenden selbst verfasste Lebensläufe oder Tagebücher. Für zwei Porträts wurden auch Interviews beigezogen, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit erstellt wurden. Die Auswahl der präsentierten Mitarbeitenden lässt nicht auf deren konkrete Bedeutung für die Stiftung schliessen; sie soll vielmehr die Vielfalt der Persönlichkeiten widerspiegeln.

Babette Rupflin-Bernhard (1885–1973) und Marguerite Rupflin-Knecht (1903–1979)

S'Mutterli und s'Müeterli – niemand, der die beiden Frauen im *Gott hilft*-Werk kannte, hätte sie je verwechselt. Über Mutterli Rupflin, wie Babette Rupflin-Bernhard von allen genannt wurde, erfährt man bezeichnenderweise nicht einmal in der Festschrift zu Ehren ihres 70. Geburtstags Näheres. Eine Freundin beschrieb ihren Weg als den «Weg einer Frau, einer Mutter, die nie sich selber gehört, die nie in ihrem stillen Kreis, wie sie möchte, leben darf! So war Mutterlis ganzes Leben: Immer da sein für andere, ein ständiges Sichvergessen, Sichaufopfern.»[77]

Als jüngstes von sechs Kindern 1885 in Pfungen/ZH geboren, wuchs sie in einem armen Witwenhaushalt auf und musste früh mithelfen, sei es im Rebberg oder sei es später als Fabrikarbeiterin. Ihre gläubige Mutter wurde zu einer Stütze der örtlichen Heilsarmee und auch Babette entschied sich früh, Heilsarmeeoffizierin zu werden. Dies blieb sie vorerst nach der Heirat mit Emil Rupflin. Erst als dieser 1916 überzeugt war, ein Kinderheim gründen zu müssen, trennte sie sich schweren Herzens von der Heilsarmee.[78]

Babette Rupflin wird als aufopfernde Heimmutter geschildert – in den ersten Jahren soll sie jedem Kind täglich einen Gute-Nacht-Kuss gegeben haben. Später war sie, ähnlich wie ihr Mann, mit einigen ihrer zahlreichen Pflegekindern überfordert. Die *Gott hilft*-Regeln verlangten von ihr, ihre eigene Familie – Rupflins hatten einen Sohn – in den Hintergrund zu stellen. Babette Rupflin schien nie überzeugt von dieser Regel: Obwohl sie sich fügte, riet sie andern Ehepaaren von einer Mitarbeit im *Gott hilft*-Werk ab; denn im Grunde genommen empfand sie das Opfer für die eigene Familie als zu gross.[79]

Sie nahm jeden leeren Platz ein und arbeitete unermüdlich, als Hausmutter, Köchin oder im Garten. Dabei litt sie unter der Unruhe durch die häufigen Umzüge, Um- und Ausbauten, da ihr Beständigkeit und Wohnlichkeit wichtig waren. Überliefert ist ihr Lachen und ein gewisser Schalk, aber auch – hier

Babette Rupflin ist kaum je ohne Schürze zu sehen, auch nicht am Geburtstagsfest ihres Mannes (oben), während Marguerite Rupflin sich für das Jahresfest herausgeputzt hat (daneben ihr Mann Samuel) (Aufnahme oben um 1955, unten um 1970).

traf sie sich mit ihrem Mann – ihre Liebe für peinliche Ordnung und Sauberkeit. Sie hielt sich – ganz Frau ihrer Zeit – immer im Hintergrund. Von dort aus nahm sie oft Einfluss auf die strategischen Entscheidungen der Stiftung. Ihre Besonnenheit bewahrte die Stiftung vor manchem Abenteuer, das Emil Rupflin gerne unternommen hätte. Sie blieb auch nach dem Tod ihres Mannes in der Stiftungsleitung, wo sie zu einem wichtigen Bindeglied zwischen Alt und Neu wurde. Im Grunde jedoch bleibt sie als Person kaum fassbar. Das ‹Verschwinden› im Dienst für das Ganze schien zu ihrem Wesen geworden zu sein.

Über Müeterli – Marguerite Rupflin-Knecht – schrieb ihr Ehemann: «Als starke Persönlichkeit hat sie zu allen Problemen, die an sie herangetragen wurden oder in die sie hineingestellt wurde, unzweideutig Stellung bezogen.»[80] Marguerite Knecht wurde 1903 in ein gläubiges Elternhaus geboren und besuchte das Lehrerinnenseminar in Bern. Ihre erste Stelle trat sie als Hauslehrerin der Tochter Ottos von Bismarck in Berlin an. Ihr erster Ehemann, ein Pfarrer, starb früh. Danach schloss sie sich der Oxford-Gruppe an, einer christlichen Erweckungsbewegung, die in jenen Jahren in rechts gerichteten Kreisen der USA und England einflussreich war. Nach ihrer Überzeugung war es der Wille Gottes, der sie 1933 ins *Gott hilft*-Werk führte und zwar nicht als Lehrerin, sondern als ‹Hilfstante› in einer Kindergruppe. Marguerite Knecht fiel diese Arbeit schwer, da sie wahrscheinlich nicht sonderlich begabt dazu war. Auftrieb erhielt sie erst, als ihr die Mittelstufe der internen Schule übergeben wurde.[81]

So unterschiedlich die Meinungen über sie ausfallen – als Lehrerin wurde sie hoch geschätzt. Es ist deshalb schwer nachvollziehbar, dass sie nach der Heirat mit Samuel Rupflin ihren geliebten Schuldienst wieder aufgab, um mit ihrem Mann eine Hauselternschaft zu übernehmen. Für die körperlich eher schwache Frau war dies kein guter Entscheid, obwohl der Aufsichtsbericht von 1955 ihren «sehr lieben und freundlichen Umgang mit Kindern» lobte.[82] In anderen Aussagen wurde sie als regelrechte Sadistin beschrieben.[83] Ihre religiöse Überzeugung schien sie zunehmend hart gegenüber sich selber zu machen. Sie ging davon aus, dass das Gottes Wille sei, was ihr schwer fiel anzunehmen. Ihr Dasein als Hausmutter stand unter keinem guten Stern; zuletzt – nach 19 Jahren – musste die Stiftung sie wegen ihres harten Umgangs mit Heimkindern auf einen anderen Posten versetzen.[84]

Marguerite Rupflin muss eine widersprüchliche Frau gewesen sein. Während ein Teil der Kinder sie regelrecht fürchtete, sahen sie andere als «gerechte, strenge und doch gütige Erzieherin».[85] In der Gemeinschaft der Erwachsenen fiel sie auf, weil sie als einzige Emil Rupflin offen widersprach. Ihr scharfer Verstand wurde vom *Verein für Schweizerisches Heimwesen* in

Die Hausmutter Hanna Schlatter vom Kinderheim in Felsberg bringt einem Mädchen das Bügeln bei (oben). Der Hausvater Werner Würmli ist auch für die ausgedehnte Landwirtschaft in Scharans verantwortlich (Aufnahmen um 1960 bzw. 1970).

einem Nachruf gewürdigt. Andere Heimkollegen fürchteten hingegen ihre kritische und harsche Art auf Schwachstellen hinzuweisen.

Hanna Schlatter (1905–1982)

Hanna Schlatter trat 1938 mit 33 Jahren in die Stiftung *Gott hilft* ein und blieb ihr treu bis zu ihrem Tod. Sie war die Tochter eines Land- und Fabrikarbeiters aus Gontenschwil/AG. Im Erwachsenenalter zog sie weg und diente in Haushaltungen in der deutschen und französischen Schweiz. Ein tiefer Glaube begleitete sie frühzeitig durch alle Zweifel hindurch. Wie viele Frauen jener Zeit wurde sie nach Hause gerufen zur Pflege der kranken Mutter. Nach deren Tod arbeitete sie in einem Säuglingsheim, bis sie sich für den Dienst bei *Gott hilft* meldete. Sie war Gruppenmutter in Wiesen/AR, Erzieherin in Herrliberg und schliesslich fast dreissig Jahre lang Hausmutter in Felsberg. Über ihre aktive Zeit führte sie Tagebücher. Diese geben einen eindrücklichen Einblick in die grenzwertige Arbeitsbelastung. Hanna Schlatter litt besonders darunter, dass ihr die Garten- und Feldarbeit zu wenig Zeit liess für die Kinder. Sie spürte, dass diese in ihren Bedürfnissen zu kurz kamen, was anderen Mitarbeitenden ähnlich ging.[86] Sie besass ein grosses Einfühlungsvermögen in die Kinder und schien sie gern zu haben. Immer wieder machte sie sich Gedanken über die Erziehung. Es bereitete ihr Kummer, dass sie oft die Nerven verlor. Sie zweifelte am Erfolg von Schlägen oder Essensentzug als Strafmassnahme, fand indes keine anderen Lösungen.

Kraft bezog sie aus den Mitarbeiterversammlungen, aus Predigten und aus der Lektüre religiöser Bücher. Trotz der Arbeitslast liess sie es sich nicht nehmen, noch Stenographie zu erlernen. Sie hinterfragte sich ständig, hatte Ängste vor Ausgegrenzt-Sein aus der Gemeinschaft und stürzte immer wieder in tiefe Krisen. Aber sie war offen und am Weltgeschehen interessiert; der Krieg in Europa und die Sorge um die Schweiz trieben sie um. Bevor sie mit 70 Jahren ins Altersheim zog, nahm sie noch einige Jahre die Rolle der ‹Heimgrossmutter› in Felsberg wahr.

Fritz Wittwer (1896–1987)

Ähnlich wie Emil Rupflin stammte Fritz Wittwer aus einer armen Familie; der Vater war Trinker und gewalttätig. Immer wieder musste die Mutter mit den Kindern vor ihm fliehen. Dank seines Vormunds konnte er studieren und bezahlte das Studium später von seiner Lehrertätigkeit zurück. Sein Weg zum Glauben war nicht gradlinig; er schrieb, erst die Rettung durch Jesus nach einem Selbsttötungsversuch hätte ihn eines Besseren belehrt.[87] Mit 23 Jahren wurde er Blaukreuzsekretär. Obwohl er bald merkte, dass die Arbeit

Nach ihrer Zeit als Hausmutter in den Kinderheimen Foral/Chur und Wiesen/AR arbeitete Gertrud Grimm bis zu ihrem Tod in der Zentralverwaltung (Aufnahme um 1958).

für ihn zu belastend war, führte er sie fort, da er nach dem Tod seines Vaters die Familie versorgen musste.

Nach einem Nervenzusammenbruch arbeitete er wieder als Lehrer und traf dabei auf einen Lehrer der Stiftung *Gott hilft*, dessen Nachfolger er wurde. Er unterrichtete leidenschaftlich und mit einem besonderen Geschick für schwierige Kinder. Wittwer leitete später zusammen mit seiner Ehefrau Luise das Kinderheim in Igis, dann 18 Jahre lang das Churer Heim Foral. Neben Emil Rupflin stellte er eine der zentralen Figuren der Stiftung dar. Ihm verdankte sie die Anfänge einer internen pädagogischen Ausbildung, die er mit grossem Elan und viel Ausdauer gegen Emil Rupflin durchsetzen, aber nur noch rudimentär aufbauen konnte. 1954 übernahm er das Erholungs- und Bibelheim Seewis sowie die Telefonseelsorge für Graubünden. 1963 erfolgte ein überstürzter Austritt aus der Stiftung, ohne dass dazu die Gründe genannt wurden. Später fand er als Stiftungsrat wieder zurück.[88]

Gertrud Grimm-Schnurrenberger (1883–1963)

1883 in eine gläubige, wohlhabende Familie geboren, schilderte Gertrud Grimm ihre Kindheit als nicht sehr glücklich, da sie die wissensdurstige Mutter in der Ehe unglücklich wusste. Woher sie ursprünglich kam, ist nicht bekannt. Sie schloss die Handelsschule ab und bereute es ein Leben lang, nicht Lehrerin geworden zu sein. Als Tochter aus besserem Haus besass sie die Möglichkeit, Sprachen im Ausland zu erlernen. 1906 heiratete sie und gebar vier Kinder. Nach dem frühen Tod des Mannes wandte sie sich der Chrischona-Gemeinde zu, zusammen mit ihrer Schwester.[89] 1927 wurde sie von Emil Rupflin für die Übernahme des Heims Foral angefragt. Gertrud Schnurrenberger zog mit ihren vier Töchtern dort ein und wurde Hausmutter von 23 Knaben. 1933 heiratete sie einen ihrer Mitarbeiter, Georg Grimm. Das Paar wurde später nach Wiesen/AR versetzt. Grimm hielt die Belastung als Hausvater nicht aus und wurde krank. Nach kurzer Zeit wurde seine – und damit auch ihre – Versetzung in die Zentralverwaltung notwendig, wo Gertrud Grimm das Büro und die Redaktion des Mitteilungsblattes übernahm.

Gertrud Grimm schien gerne mit den Kindern zu arbeiten, konnte sie gut beobachten. Auch in der Zentralverwaltung war sie für Emil Rupflin eine grosse Stütze. Sie arbeitete lange über das Pensionsalter hinaus mit grösstem Engagement für die Stiftung. Sie war selbstbewusst und vertrat eine eigene Meinung. In ihrer Loyalität zur Stiftung nahm sie Konflikte mit ihrer eigenen Familie in Kauf. 1963 verunfallte sie schwer, wenige Tage nach Emil Rupfins Schlaganfall, und starb 80-jährig an den Folgen des Unfalls.[90]

Berta Schuppisser (1902–1988)
Berta Schuppisser und ihre Schwestern besuchten in den 1910er-Jahren das Gymnasium in Zürich, was aussergewöhnlich war. Ihre grosse Begabung in Mathematik, Physik und Chemie durfte sie aber nicht ausleben, da dies zu keinem «Mädchenberuf» führte.[91] So bildete sie sich in Paris zur Köchin weiter und besuchte eine Sprachschule in England. Von den Slums in London war sie erschüttert und beschloss, sich in der Krankenpflege auszubilden. Ihre Auslandzeiten wurden immer wieder von längeren Aufenthalten zuhause in Rorbas/ZH unterbrochen, wo sie die kranke Mutter pflegen musste. Ein eigener Spitalaufenthalt führte sie zum Glauben. Sie wollte nun mit armen Kindern arbeiten und fand so zur Stiftung *Gott hilft*, obwohl sie zögerte, weil sie meinte, in der Stiftung sei man intolerant gegenüber anders Denkenden. Zunächst sagte sie für ein Jahr zu – und blieb der Stiftung treu bis zum Lebensende.

Als gutsituierte Frau schenkte sie dem Werk das Heim in Tamins und leitete es selber; später wurde auch das Haus in Trimmis nach ihren Wünschen gebaut. Von ihrer Zeit im geliebten Haus in Tamins, heisst es im Nachruf: «Ein Kinderheim kann in einem Dorf ein unverstandener Aussenseiter sein, hier war es nicht so. Ihre Erfahrung, ihre Hilfsbereitschaft und nicht zuletzt ihr Humor, der nie verletzte, öffnete auch zurückhaltende Türen.»[92] Berta Schuppisser wird von Zeitgenossen als eine mütterliche, wenn auch chaotische Person beschrieben.[93] Übrigens schien sich die ursprünglich befürchtete Intoleranz bewahrheitet zu haben: Sie selbst schrieb, dass es ihr schwer fiel, auf den Kontakt zu lieben Menschen zu verzichten wegen deren Unglauben.

Ernst Gysel (1914–2004)
Der 1914 geborene Lehrer Ernst Gysel blieb zeit seines Lebens eine zerrissene Persönlichkeit. Er beschrieb seine Kindheit in Wilchingen/SH als glücklich und christlich; seine Eltern gehörten der Chrischona-Gemeinde an. In der Pubertät bekam er grosse Probleme mit sich selbst, die er im letzten Jahr seiner Lehrerausbildung mit einem «Glaubensdurchbruch» meinte in den Griff bekommen zu haben. Dennoch spürte er immer wieder «etwas von einer dämonischen Macht, die ihn vom Glauben wegbringen wollte».[94] Sein Weg zur Stiftung liest sich wie die Suche nach Schutz oder Rettung vor diesen Mächten. Den Frieden fand er nicht. Rupflin verlangte von ihm, dass er die Sekundarlehrerausbildung mache, damit die Stiftung diese Stufe anbieten konnte. Gysel hätte eine heilpädagogische Ausbildung sinnvoller gefunden, fügte sich aber.

Als einziger *Gott hilft*-Sekundarlehrer hatte er sämtliche Fächer in allen drei Sekundarschulklassen zu unterrichten. Als Lehrer war er sehr begabt. Er

unterrichtete mit leidenschaftlicher Liebe zur Natur und stellte mit grossem Geschick selber Musikinstrumente her. Er dichtete Theaterstücke für die Schülerinnen und Schüler und baute ein Fotolabor auf. Jedoch konnte er im Zorn die Kinder auch heftig schlagen und nahm in der Lebensgemeinschaft eine ziemlich isolierte Stellung ein. Seiner Sekundarschule wurde von den Kollegen nicht das Interesse entgegengebracht, das er sich wünschte, was sich in ständiger Finanzknappheit äusserte. Gysel stand zudem unter finanziellem Druck seinen Verwandten gegenüber, da er – ohne Lohn – seine Schulden nicht zurückzahlen konnte. Sein Verhältnis zu Rupflin blieb trotz wiederholter Aussprachen belastet, so dass er immer wieder an einen Austritt aus der Stiftung dachte.[95] Aber je länger desto mehr hätte sich ein solcher schwierig gestaltet, da seine Familie keinerlei Rückstellungen hatte, weder für einen Neuanfang noch für die Ausbildung der Kinder.

Ab 1959 arbeitete er wieder als Primarlehrer in Wiesen/AR, wobei sich das Zusammenleben der Heimleiter- und der Lehrerfamilie konfliktreich gestaltete. Nach zehn Jahren erlaubte ihm die Stiftung, mit seiner Familie in eine eigene Wohnung zu ziehen. Ab diesem Zeitpunkt erhielt er auch einen Primarlehrerlohn. Die Gründe für diese Ausnahmeregelung sind nicht bekannt. Ernst Gysel blieb bis zu seinem Tod in der Stiftung.[96]

Werner Würmli (1921–2014)

Der 1921 geborene Werner Würmli wurde wie sein Vater Landwirt im Zürcher Unterland. Eine Tuberkulose verhinderte die Ausübung seines Berufs, weshalb er bei der Stiftung *Gott hilft* um Mitarbeit nachfragte. Da Emil Rupflin nicht Auto fahren konnte, übernahm Würmli die Rolle als Chauffeur und begleitete diesen in der Folge zu allen Heimbesuchen und Referatsreisen. Daneben half er in Zizers in der Landwirtschaft aus. Er verbrachte viel Zeit mit Emil Rupflin und wurde als loyaler Mitarbeiter von diesem sehr geschätzt.

Bei den häufigen Besuchen Rupflins im Heim in Herrliberg lernte Werner Würmli die dortige Hausmutter, eine Nichte Rupflins, kennen. 1952 heirateten die beiden und von da an war Würmli Hausvater in Herrliberg. Er erlebte, wie die Heirat einen Heimvater ‹machen› konnte. Zwei Jahre später wurde das Paar zusammen mit ihrem ersten Kind ins Churer Heim Foral versetzt, wo neben der Landwirtschaft dreissig Knaben zu erziehen waren. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Würmlis bereits drei ostdeutsche «Kriegskinder» in Pflege aufgenommen.[97] Sie machten kaum Unterschiede zwischen den eigenen, den Pflege- und den Heimkindern. Die eigenen Söhne lebten zwar mit der Familie in der internen Wohnung im Foral, gingen aber mit den Heimjungen in die interne Schule. Nur für die deutschen Pflegetöchter suchte Würmli eine schulische Lösung in Chur.

Für Werner Würmli war die Arbeit im Heim Foral zu streng; seine Tuberkulose brach wieder aus und er musste für 15 Monate nach Arosa zur Kur. *Gott hilft*-Mitarbeitende fielen häufig während Monaten, manchmal sogar Jahren aus wegen Spital- oder Kuraufenthalten. In Arosa absolvierte Würmli einen Buchhalterkurs und beschloss, keine Arbeit mit Kindern mehr zu übernehmen. Er diente gern in der Stiftung, hatte aber schmerzhaft erfahren, dass seine Kraft aller Glaubensüberzeugung zum Trotz nicht für alles ausreichte.

Würmli arbeitete danach wieder als Chauffeur und als Buchhalter in der Zentralverwaltung. Nach der Geburt des dritten Kindes starb seine Frau. Er heiratete später nochmals, wiederum eine Mitarbeiterin der Stiftung. Zusammen hatten sie noch einen Sohn, womit die gesamte Familie sieben Kinder zählte. 1962 berief Rupflin Werner Würmli als Hausvater ins neue Sonderschulheim in Scharans. – Dieser war schockiert und versuchte, die Berufung abzuwenden. Aber das Paar musste sich fügen und blieb bis 1976 in Scharans. Obwohl Würmli die Gelegenheit erhielt, in Chur eine einjährige heilpädagogische Ausbildung zu machen, war er nach eigenen Aussagen mit der gestellten Aufgabe heillos überfordert.[98] Rückblickend gestand er grosse Fehler ein. Man hätte viel zu wenig Zeit für die einzelnen Kinder gehabt. Und es wären fürchterliche Fehlurteile gefällt worden, wie die Kastration eines Jungen 1964, der seither schwer beeinträchtigt in einem Wohnheim lebte. Demgegenüber war er stolz auf andere seiner Schützlinge, wie zum Beispiel auf Hans, der trotz schwacher Schulleistungen ein Leben lang für sich selbst sorgte, oder auf Stefan, der Magazinerchef wurde.

Werner Würmli blieb die Einbindung der Kinder in die Arbeit bis zum Schluss ein grosses Anliegen. Er betonte, dass die Kinder die landwirtschaftlichen Arbeiten geschätzt und sich dabei wohl gefühlt hätten. Obwohl er dankbar war, dass heutige Kinder in *Gott hilft*-Angeboten wesentlich besser betreut wurden, sorgte er sich doch um sie, da sie heute – wie er meinte – «keinen einzigen Salatkopf mehr wachsen sehen».[99] Auch Werner Würmli blieb der Stiftung noch im Altersheim mit Interesse verbunden, bevor er 2014 starb.

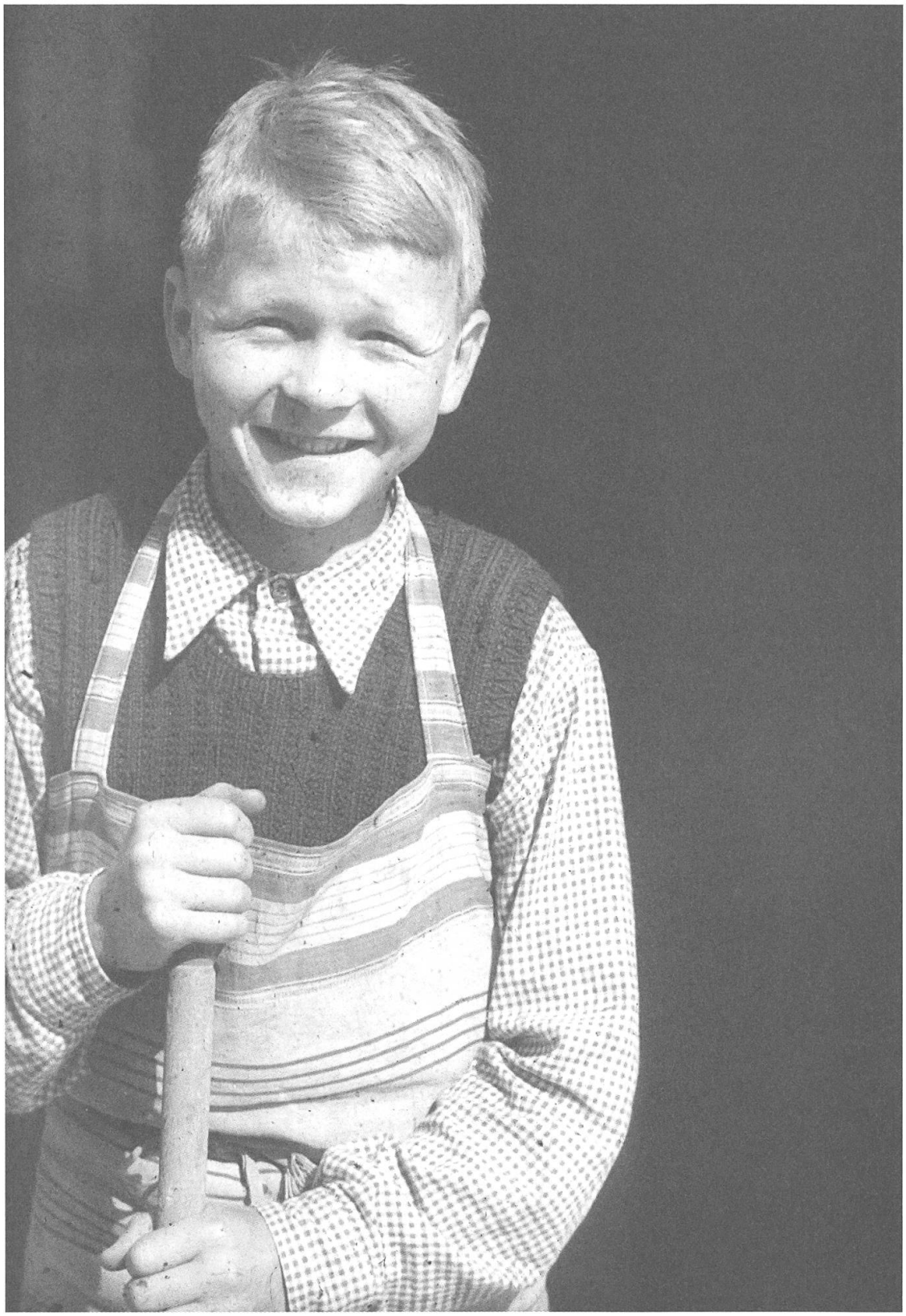
3.7 Zusammenfassung

Die diakonische Lebensgemeinschaft von 1916 bis 2003 gab der Stiftung *Gott hilft* ein spezielles Gepräge. Sich in den Dienst Gottes zu stellen zog besondere Menschen an. Darunter gab es Persönlichkeiten, die dem Werk ihr Leben lang treu blieben und grossen Einfluss auf seine Entwicklung nahmen.

Sie leisteten Unglaubliches: Ohne pädagogische Ausbildung, praktisch ohne Freizeit, ohne Lohn und ohne Privatsphäre erzogen sie in den ersten fünfzig Jahren Tausende Kinder. Sie versorgten die Heime zusammen mit den Kindern durch strenge Arbeit auf dem Feld und im Haus. Aber nicht alle Mitarbeitenden eigneten sich für diese Arbeit. Viele gaben nach kurzer Zeit auf, andere wurden durch ihre eigenen Probleme zu einer Last für die Gemeinschaft oder waren gewalttätig zu den Kindern. Mindestens von einem Mitarbeiter sind sexuelle Übergriffe auf Knaben bekannt.

Als die Selbstversorgung nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich aufgegeben wurde und die Mechanisierung im Haushalt Einzug hielt, beharrten die Mitarbeitenden aus Überzeugung auf überdurchschnittlich lange Arbeitszeiten, da sie den Heimkindern ähnlich lange zur Verfügung stehen wollten, wie es eine leibliche (Ideal-)Mutter getan hätte. Allerdings waren die langen Arbeitszeiten dem beinahe permanenten Mangel an Mitarbeitenden mitgeschuldet. Oft wurden in dieser Zeit die zumutbaren Grenzen überschritten. Trotz Spannungen erlebten die meisten Mitarbeitenden die diakonische Gemeinschaft als Kraftfaktor.

Die Arbeitsverhältnisse besserten sich ab Mitte der 1960er-Jahren deutlich; einerseits weil den Mitarbeitenden mehr Privatsphäre zugestanden wurde, andererseits weil sie fachlich ausgebildet und betreut wurden. Die Stiftung erlebte eine Aufbruchsphase, deren Fundament weiterhin die Lebensgemeinschaft bildete. Eine Neuerung erwies sich im Nachhinein als Stolperstein: nämlich dass sich die Ehefrauen von Mitarbeitenden aus der Arbeit im Heim zurückziehen oder sie reduzieren konnten, sobald eigene Kinder zu betreuen waren. Dies führte zu Konflikten mit den ledigen Mitarbeiterinnen. Denn Ledige hatten innerhalb des diakonischen Verhältnisses keinerlei Möglichkeit, ihre Arbeitszeit zu verkürzen. Das Problem konnte erst durch die Einführung eines Lohnsystems im Jahr 2003 gelöst werden. Bis heute sind der Stiftung ein überdurchschnittlicher Zusammenhalt unter dem Personal und eine im schweizerischen Vergleich höhere Verweildauer der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen erhalten geblieben.



Das Lachen des Jungen gilt der Kamera; die täglichen Ämtli waren und sind nicht beliebt (Aufnahme von 1954).